



Autor Wali in Bagdad: Hinter der Mauer der Kerker von damals

MAHMOUD RAOUF / DER SPIEGEL

Die Erfindung Bagdads

Exil Seit fast 40 Jahren lebt der im Irak geborene Schriftsteller Najem Wali in Deutschland, einem Paradies von Freiheit, Wohlstand, Demokratie. Sein Herz blieb zurück in einer von Terror zerrissenen und verrottenden Stadt, die Leute braucht wie ihn. *Von Lothar Gorris*

Das also ist Bagdad? Echt jetzt? Vögel zwitschern, Palmen strecken sich im Wind. Der Rasen ist gemäht, die Beete sind so sauber, dass man es kaum wagt, die Zigarette wegzuschnippen. Halb acht in der Früh auf dem Parkplatz am Terminal, kaum Menschen, kaum Autos, noch weniger Flugzeuge, schon jetzt mehr als 35 Grad.

Najem Wali wird von vier jungen Burschen eines englisch-irakischen Sicherheitsunternehmens abgeholt, Kakihose, blaues Hemd, Militärstiefel, ausgerüstet mit Kalaschnikows, Funkgeräten und zwei Toyo-

ta-Land-Cruisern, vier Tonnen Stahl und Panzerglas. Eine kleine Armee. Jemand reicht ihm die Schussweste. Schussweste? Echt jetzt?

Bevor es losgeht, bekommt Wali letzte Instruktionen. Als ob eine gelangweilte Stewardess noch schnell eine Durchsage machen müsste: imfalleeinesdruckverlustes-fallenautomatischsauerstoffmaskenausderkabinendecke. Aber was gesagt wird, hört sich einigermaßen beunruhigend an: Wali soll auf jeden Fall im Auto bleiben, egal ob Panne oder Checkpoint oder was auch immer. Am Armaturenbrett ist ein roter

Knopf angebracht: Plastikkappe anheben, Knopf drücken, und schon rückt das Rettungskommando aus. Echt jetzt.

Najem Wali blickt etwas sorgenvoll. Bagdad ist, was Gewalt und Terror betrifft, eine Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten. Knapp viereinhalbtausend Kilometer sind es von Berlin. Aber die Entfernung zwischen Exil und Heimat misst sich nicht in Metern, sondern in Jahren.

1980, vor 37 Jahren, verließ Wali den Irak, auf der Flucht vor Saddam Hussein und dessen Folterknechten. Er war 24, als er in Deutschland ankam, zu einer Zeit, als sich



Student Wali, Kommilitoninnen im Garten der Universität Bagdad 1974: Sie rauchten, sie tranken, und sie schauten den Mädchen auf die Beine

Helmut Kohl auf die Kanzlerschaft vorbereitete und Leonid Breschnew noch im Kreml saß. In Walis Heimat folgte eine Katastrophe auf die nächste. Der Krieg gegen Iran in den Achtzigerjahren. Die Besetzung Kuwaits und der erste Einmarsch der Amerikaner. Die lange Zeit des Embargos danach. Die US-Invasion von 2003. Die Jahre des Aufstands gegen die Invasoren. Und seit 2014 die Vandalen des „Islamischen Staates“, die über das Land hergefallen sind. 37 Jahre Krieg und Terror haben das Land zerstört, das sich in den vergangenen Jahrzehnten nicht mal die Mühe machte, seine Opfer zu zählen. Wie viele Soldaten getötet? Wie viele Zivilisten? Wie viele Kinder? Hunderttausende? Millionen gar? Auch egal.

Najem Wali ist jetzt 60 Jahre alt. Die Jahrzehnte der irakischen Katastrophe verbrachte er in Deutschland. Ein Leben in Sicherheit und Frieden, Freiheit und Wohlstand. Er hat einen deutschen Pass und eine Wohnung in Kreuzberg. Seine Bücher erscheinen bei Hanser in München, einem der angesehensten Verlage des Landes. Wali ist Teil dessen, was sich in der

deutschsprachigen Welt Literaturbetrieb nennt. Lesungen und Stipendien, Preise und Dozenturen, Vorträge und Einladungen sorgen dafür, dass Schriftsteller keine Beststeller schreiben müssen, um zu überleben. Wali beispielsweise hat seit knapp einem Jahr ein Stipendium der Stadt Graz. Als Stadtschreiber bekommt er eine Wohnung auf dem Schlossberg gestellt und jeden Monat 1100 Euro Taschengeld. Egal ob er gerade über Graz schreibt (eher nicht) oder über Bagdad.

Für die Deutschen ist Wali ein Iraker. Für die Iraker ein Deutscher. Er selbst beharrt darauf, ein Exilant zu sein. Sechs Bücher hat er bei Hanser veröffentlicht, es sind Übersetzungen, er schreibt auf Arabisch, sie erzählen Geschichten aus dem Irak seiner Kindheit, aus dem der Kriege. Sein Zuhause, sagt er, sei sein Mahagonischreibtisch. Dort wird irakisch gedacht, irakisch gefühlt, irakisch geschrieben.

Ein Exilant zu sein heißt: Die Fremde ist keine Heimat geworden, und die Frage nach einer Rückkehr wartet immer noch auf Antwort. Im Oktober wird Wali 61, ir-

gendwann ist es zu spät. Aber das Paradies in Deutschland aufgeben? Für eine Zukunft in einem Land, das nicht mal seine Toten zählt? Echt jetzt?

Viermal hat Wali seit dem Ende Saddam Husseins den Irak besucht. Das erste Mal fuhr er nur Monate nach der Invasion der Amerikaner. Ein fremdes Land. Er sah seine Mutter wieder, nach 23 Jahren, die in Amara im Südirak lebt. 23 Tage lang blieb er, für jedes Jahr einen Tag. Am ersten Abend redeten sie bis tief in die Nacht, irgendwann schliefen sie einfach ein, gemeinsam in einem Bett, Mutter und Sohn. Morgens ging Wali zum alten englischen Soldatenfriedhof, wo der Großvater als Gärtner die Gräber der Christen gepflegt hatte. Zwischen umgefallenen Grabsteinen entdeckte er Jugendliche, die Drogen nahmen. Auch das war neu für Najem Wali.

Nach dem Abzug der Amerikaner reiste er 2011 und 2012 auf eigene Faust durch das Land. Vor drei Jahren las er in Bagdad und Babylon. Jedes Mal war er froh, wieder zurück zu sein in Berlin. Diesmal ist Wali auf

Einladung der deutschen Botschaft gereist. Bagdad gilt, im Jargon des Auswärtigen Amtes, als Hochrisiko-Standort.

Die Stadt ist zweigeteilt. Es gibt das Bagdad der Sicherheitszonen. Das unwirkliche Gebiet um den Flughafen ist so eine und auch das Regierungsviertel auf der Westseite des Tigris, die Grüne Zone, wo Husseins Regierungspalast stand und die Amerikaner eine Festung mitten in der Stadt errichteten. Nun sind dort das Parlament, die wichtigen Ministerien und Botschaften und auch Ministerpräsident Haider al-Abadi untergebracht. Es gibt Iraker, die finden, dass der Unterschied zwischen damals und heute nicht sonderlich groß ist. Mit der Ausnahme, dass das Leben unter Saddam sicherer war.

Geschützt werden diese Zonen von sogenannten T-Walls, knapp dreieinhalb Meter hohen und etwas mehr als einen Meter breiten Stahlbetonwänden. Dazu Stacheldraht und MG-Stellungen, Artillerie, Panzer, Tausende Soldaten, die Uniformen in allen Camouflage-Farben tragen, Soldaten des Baghdad Operations Command, des Innenministeriums, der Polizei, der Milizen. Hinein dürfen nur Auserwählte, weil sie dort Geschäfte machen oder große Politik oder endlich einen Termin bekommen haben. Das ist die Schattenwelt der Macht, der schabigen Deals, der Korruption. Hier verschanzt sich die politische Elite, die sich das Land aufgeteilt hat. Aber vor wem? Vor den Terroristen? Oder vor der eigenen Bevölkerung?

Die Stadt außerhalb der Sicherheitszonen sieht aus, als hätte man sie aufgegeben. Unvollendete Neubauten, Wohnhäuser ohne Spuren von Leben und Pflege, leer stehende Geschäfte, Fassaden mit Einschusslöchern, Straßen wie Canyons aus T-Walls. Eine verrottende Stadt.

Das Baghdad Hotel, in dem Wali übernachtet, ist ein ehemaliges Luxushotel am Ufer des Tigris. An diesem Morgen hat Vizepräsident Nouri al-Maliki die Tagungsräume gemietet für ein Treffen mit den Clanchefs eines südirakischen Stammes. Acht Jahre lang, von 2006 bis 2014, führte er als Premierminister das Land. Wali hält ihn für einen Schurken. Fernsehsender wurden verboten, er leitete auch das Innenministerium, das Verteidigungsministerium und die Geheimdienste. Sunniten wurden verfolgt, verjagt, gefoltert. Angeblich soll er Milliarden Dollar auf die Seite geschafft haben. Bei den Parlamentswahlen im kommenden Jahr will er erneut Premierminister werden.

Es geht nicht um Programme oder Ideologien. Maliki will sich Stimmen sichern mit seinem Geld. Auf dem Papier ist der Irak eine Demokratie, eine der wenigen überhaupt in der arabischen Welt. Es gibt Wahlen, Parteien, eine Verfassung, sogar eine Frauenquote. Aber das Papier ist we-

Arkaden und Balkone, Cafés und Kinos, sogar ein Büro von Metro-Goldwyn-Mayer.



Händler in der Raschid-Straße

ROB HAMMOND - CRAZY PLACES



Haidar-Chana-Moschee, Raschid-Straße 1961

LATIF AL ANI / MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DES HATIE GANTZ VERLAGS UND DER RUVA FOUNDATION AUS DEM AKTUELLEN BILDBAND „LATIF AL ANI“ © 2017, LATIF AL ANI AND THE ARAB IMAGE FOUNDATION



Musiker Mokdad (l.), Kulturmanagerin Mewis

MAHMOUD RAOUF / DER SPIEGEL

nig wert. Kein Rechtsstaat, kein Gewaltmonopol, keine Zivilgesellschaft.

Das Hotel ist ganz Siebzigerjahre und ausgekleidet mit Autokraten-Marmor, die Garderobe wie aus „Lawrence von Arabien“. Keine einzige Frau, nirgends. Wenn die Männer sich zum Bruderkuss nahekommen, krachen die Backenknochen aneinander, als verteilen sie gegenseitig Kopfstöße. Wali sitzt in der Lobby des Baghdad Hotel wie in einem Kino, während die Männer in den Sitzungsräumen verschwinden. Er fühlt sich plötzlich ziemlich deutsch.

Bagdad war einmal die Hauptstadt des Orients, das Zentrum des Weltwissens. Das war im 13. Jahrhundert. Die Reste davon lassen sich freitagmorgens in der Mutanabbi-Straße, in der Straße der Buchhändler, im Zentrum der Stadt besichtigen. Ein paar Hundert Meter nur, Buchladen an Buchladen, die Straße gesäumt von Ständen, in den Höfen kleine Stallungen. In einem der Hinterhöfe hat Karim Hanesh, ein Freund Walis, ein Kabuff, vier mal drei Meter. Er verkauft Nachdrucke von Fromm, Arendt, Hesse, Marx, Remarque, Stendal, Dostojewski und auch Bücher seines Freundes. Der Laden füllt sich rasch mit Menschen, die ein Foto mit Wali machen oder nur Hallo sagen wollen. Eigentlich kann er kaum einen Meter gehen, ohne dass Unbekannte ihn ansprechen.

An einem Samstagmorgen in Kreuzberg ist ihm das noch nie passiert. Walis Leser leben eher in Bagdad als in München oder Berlin. Walis Literatur, sagt Hanesh, habe eine irakische Seele. „Er ist und bleibt Iraker, auch wenn er hier nicht lebt. Es ist sogar besser so. Er hat den Blick von außen.“

Wali war keine zwanzig, als er Anfang der Siebzigerjahre nach Bagdad ging, um deutschsprachige Literatur zu studieren. Er hat nicht weit weg von der Mutanabbi-Straße gewohnt, die wiederum eine Seitenstraße der Raschid-Straße ist, der alten Prachtstraße Bagdads, angelegt von den Osmanen während des Ersten Weltkriegs. Zeitweise hieß sie Hindenburg-Straße, nach dem General der deutschen Verbündeten. Ein paar Kilometer nur, parallel zum Tigris, zweistöckige Häuser links und rechts, Arkaden, reich verzierte Balkone, Säulen, Dachterrassen, Cafés und Kinos, Buchhandlungen, Märkte, Hotels. Sogar Metro-Goldwyn-Mayer, das Hollywoodstudio, hatte hier einmal ein Büro.

Die Raschid-Straße besteht heute nur noch aus Ruinen. Geschäfte und Hotels verschwunden, Cafés verrammelt, die Wohnungen ohne Fenster. So kaputt ist die Raschid-Straße, so lange her ihre Pracht, dass Wali sich fragt, ob das Bagdad seiner Jugend in Wahrheit nicht eine einzige Erfindung ist.

Das erste Mal besuchte er Bagdad im Alter von sechs Jahren. Der Vater besaß einen gelben 60er Chevrolet, das Chassis

aus Holz, mit dem er seine Kunden zwischen Amara und Bagdad hin- und herfuhr. Jedes Mal brachte er Ansichtskarten mit zurück, Bilder einer Weltstadt, die die Fantasie des Jungen in Wallung brachten. Der Vater erzählte von Geschäften, die Fernsehapparate führten, von Plattenläden, in denen man die wunderbarste Musik kaufen konnte, von Buchhandlungen, die Zeitschriften aus Deutschland führten. Walis Mutter blätterte damals irgendwo im Südirak im deutschen „Burda Moden“. Und Wali begann, sich das Bagdad seiner Träume zu erfinden. Das große, schöne Bagdad.

In den Siebzigerjahren herrschte schon die Baath-Partei, aber der Weltgeist hatte sich auch in Bagdad breitgemacht. Studenten träumten von der Revolution und der Freiheit, führten ein Leben als Bohemiens in den Cafés, wo sich Anarchisten und Kommunisten stritten. Sie rauchten zu viel Zigaretten, tranken zu viel Arak und schauten ziemlich oft auf die Beine der Mädchen, die sich damals noch zeigen durften.

1978 musste er zur Armee. Mit sechs Kameraden wurde er eines Tages verhaftet und in ein Geheimgefängnis nach Bagdad gebracht. Der Vorwurf: Sie seien eine Zelle des bewaffneten Widerstands. Das Geheimgefängnis lag auf dem Gelände des Verteidigungsministeriums, Wali war dort früher täglich vorbeigekommen, auf dem Weg zur Uni.

Ein kleines, Gebäude, eingeklemmt zwischen einer Moschee und dem prächtigen Volkssaal, der als Probensaal für die Bagdader Symphoniker diente. 60 Gefangene auf 20 Quadratmetern. Sie schliefen in Schichten auf dem nackten Boden, wurden geweckt und geschlagen und getreten. Es gab keinen Tag und keine Nacht. Jedes Mal, wenn sich die Stahltür öffnete, ein Offizier hineinkam und einem Gefangenen die Augen verband, konnte das den Tod bedeuten. Dieses Gefängnis war eine Endstation.

Auf dem Gelände ist heute die 11. Division der Armee untergebracht. Die Moschee und der Volkssaal, alles noch da, aber versteckt hinter einer T-Wall. Wali steht auf der anderen Straßenseite, die Wachleute sind aufmerksam geworden. „Da vorn, die Ampel“, sagt er, „wir haben die Autos gehört, wenn sie stoppten und anfuhr. Je nachdem wie laut es war, ahnten wir, wie viel Uhr es ist.“

Sechs Wochen lang verbrachte Wali im Folterkeller. Die Freilassung kann man Glück nennen, Zufall oder auch Willkür. Diktatur ist die Herrschaft der Willkür. Verhaftungen sind Willkür, Hinrichtungen sind es, sogar die Freiheit ist Willkür. Ein Kamerad Walis gehörte zum selben Clan wie einer der verhörenden Offiziere. Ein bisschen Drama, ein bisschen orientalische Dealerei, und sie alle wurden am nächsten Morgen entlassen und standen damals ge-

nau da, wo Wali jetzt steht. Auferstanden von den Toten.

37 Jahre ist das her, und Wali hat diesen Ort nie mehr besucht. Er weiß nicht genau, warum. In seiner ersten Wohnung in Deutschland ließ er immer die Tür zum Hausflur auf. Es war ihm selbst gar nicht aufgefallen, bis ihn der Hausmeister danach fragte. Die Stahltür im Gefängnis war die Schwelle zwischen Leben und Tod. Erst Jahrzehnte später erzählte er das Erlebte in einem Roman. „Das System Saddams ist weg“, sagt Wali, „aber die Gebäude und die Institutionen gibt es noch. Vielleicht sogar mit denselben Leuten.“

Als im September der Krieg ausbrach zwischen Irak und Iran und ihm die neuerliche Einberufung drohte, entschied er sich zur Flucht. Er manipulierte seinen Wehrpass, besorgte sich Visa für Schweden, Frankreich, Deutschland, beglaubigte Übersetzungen seines Abiturzeugnisses und seiner Studiennachweise und stieg in den Bus Richtung Türkei. „Organisiert wie ein Deutscher“, sagt Wali, im Gepäck frische Unterwäsche und drei Bücher mit programmatischen Titeln: André Gides „Uns nährt die Erde“, Henry Millers „Vom großen Aufstand“ und Gabriel García Márquez’ „Hundert Jahre Einsamkeit“.

Ein Schriftsteller kann nie wissen, was seine Bücher anrichten. Walis Roman „Engel des Südens“ beispielsweise hat Hella Mewis, geboren in den Siebzigerjahren in Ostberlin, dazu gebracht, ihr Leben in Bagdad zu verbringen. Wali erzählt von einem Mann, durchaus autobiografisch, der nach 23 Jahren zurückkehrt in die verwüstete irakische Heimat. Es ist ein Roman über die Jugendliebe zu einem jüdischen Mädchen und über den Irak des 20. und 21. Jahrhunderts. Kühl und nüchtern berichtet er von Folter, Mord, Pogromen, aber Wali, der Märchenerzähler, bringt auch die Vergangenheit des Landes und seiner Städte in melancholisch sanften Farben zum Leuchten.

Seit vier Jahren lebt Mewis mittlerweile im Irak. Sie hat für Wali 2014 eine Lesung in Bagdad organisiert. Vier Stunden vor dem Abflug wollte er absagen. Mewis antwortete, dass er sich nicht so anstellen sollte: Pack die Koffer, und fahr zum Flughafen. Peinliche Sache, da lebt diese blonde Frau aus Ostberlin mitten im wilden Bagdad, und er will kneifen: Was bist du nur für ein Feigling? „Es ist“, sagt Wali, „sehr deutsch, Angst zu haben.“

Wali sagt, Hella Mewis sei ein bisschen verrückt. Sie tut Dinge, die man normalerweise nicht tut als Frau in Bagdad. Sie lebt zum Beispiel allein in einer Wohnung. Sie besucht Cafés, trägt ihr Haar offen, das Kopftuch nur im Notfall, längere Wege macht sie mit dem Fahrrad auf den eher fahrradlosen Straßen Bagdads, vergange-

nes Jahr organisierte sie eine Frauenfahrraddemo auf der Corniche, der Uferstraße am Tigris. Sie versteht ein wenig Arabisch, aber spricht es nicht. Die Leute kennen sie, sie hat Kontakte in die Politik, Wali glaubt auch, dass einflussreiche Leute auf sie aufpassen.

Als junge Frau hat Mewis in Ostberlin erlebt, wie nach dem Mauerfall ein ganzer Staat zusammenbrach und alles möglich schien. Ihr Geheimnis ist, dass sie einfach so tut, als wäre Bagdad eine normale Stadt. Als wäre die Stadt groß genug für Schurken wie Maliki und für jemanden wie sie, eine zierliche Ostberlinerin auf Glückssuche im Orient.

Ihr Geld verdient sie als Verbindungsfrau für das Goethe-Institut, das es bislang nicht wagte, ein Büro in Bagdad zu eröffnen, sie organisiert auch Veranstaltungen für die Botschaft. Ansonsten tut sie als Kulturmanagerin das, was sie überall anders auch tun würde. Organisiert Theaterprojekte, macht Kulturarbeit, versteht sich als Aktivistin. Sie hat das Kunstfestival Tarkib ins Leben gerufen, das einmal im Jahr junge, zwangsläufig politische Künstler aus dem Irak präsentiert, Maler, Fotografen, Videokünstler, Musiker, Bildhauer, Männer wie Frauen, alle in den Zwanzigern, die ebenfalls so tun, als wäre Bagdad eine normale Stadt.

Sie tragen Ray-Ban-Brillen und Röhrenjeans, Nike-Turnschuhe und Hipsterhüte. Sie sind auf Facebook und verabreden sich zu Flashmobs. Sie treffen sich in Cafés wie dem Ridha Alwan im Ausgeh-Stadtteil Karrada. Holz, freigelegte Ziegel, Bücherregale, mal in echt, mal nur als Fototapete. Ein Ort der Illusion. Ein Sehnsuchtsort.

Ameen Mokdad, einer dieser Künstler, kommt eigentlich aus Mossul. Er hat dort zwei Jahre lang als einer von Hunderttausenden Geiseln des „Islamischen Staates“ (IS) gelebt. Bei der Tarkib-Ausstellung im Mai zeigte er eine Installation, für die er das Zimmer nachbaute, in dem er sich versteckt hatte. Es sieht aus wie eine Zelle. Mokdad ist 28, ein dünner, hochgewachsener Bursche mit dunkler Hornbrille, eigentlich ein Musiker. Nach der Eroberung Mossuls durch den IS setzte er sich auf das Dach seines Hauses und spielte auf dem Cello ein Stück von AC/DC: „Thunderstruck“.

Es war ein einziges lautes Nein. Ein gefährliches Nein. Für den IS ist Musik das Werk des Teufels, Menschen werden auch für weniger getötet. Für Mokdad ist Musik Ausdruck von Freiheit.

Ameen Mokdad erzählt, dass der IS direkt nach dem Einzug in Mossul überall auf den Plätzen der Stadt Leinwände aufgehängt habe, auf denen Propagandavideos, Filme von Enthauptungen, Hinrichtungen, Aufmärschen gezeigt wurden. Sie nannten sie Media Points und verteilten sogar kleine Memorysticks mit den Filmen. Meistens saßen Kinder davor, die so abge-

richtet werden sollten für den Kampf gegen die Ungläubigen. Die Botschaft an die Erwachsenen: Schaut her, was euch droht, wenn ihr nicht mitmacht.

Irgendwann standen nachts um elf drei IS-Kämpfer in Mokdads Innenhof und klopfen mit einer Pistole an die Küchentür. Drei Stunden lang verhörten sie ihn, Nachbarn hatten ihn denunziert. Sie nahmen seine Instrumente mit und sagten, dass sie wiederkommen würden. „Du lebst mit dem Teufel“, riefen sie, „du bist verflucht!“

Sechs Monate lang versteckte er sich bei seinem Onkel. In Todesangst und in der Angst, seine Verwandten zu gefährden. Tagsüber spielte er mit den Kindern seines Onkels, weil er sich nur im Spiel mit den Kindern, das ihn selbst wieder zum Kind machte, sicher fühlte, sicher und unschuldig. Nachts begann er, wie manisch zu schreiben und zu komponieren. Im Januar wurde der Ostteil Mossuls befreit.

Man könnte sagen, dass Mokdad unter einer Art posttraumatischer Störung leidet. „Ich habe mich entschieden“, sagt er, „nicht mehr normal zu sein. Ich war es nie. Um normal zu werden, müsste ich vergessen, was ich erlebt habe. Ich bin jetzt glücklich, weil ich weiß, was es heißt, frei zu sein.“ Verrückt nach Freiheit.

Wali und Mokdad trennen mehr als 30 Jahre. Wali saß, als er so alt war wie Mokdad, mit seinen Freunden in den Cafés von Bagdad. Viele Freunde sind verschwunden, starben in den Kriegen, nur wenigen erging es so gut wie Wali. Mokdad fragt sich manchmal, ob nicht überhaupt die ganze Idee von Freiheit eine Spinnerei ist. Dass Wali nun hier sitzt, der Exilant aus dem fernen Berlin, ist für Mokdad auch ein Hinweis darauf, dass es das gibt: Freiheit. Und dass er nicht allein ist. Er hat Bagdad zu einem Ort der Freiheit erklärt.

Freiheit kann man sich nehmen wie Mokdad, so riskant es auch ist. Aber Sicherheit, Frieden, Demokratie? Kein Regimechange in der Geschichte Iraks im 20. und 21. Jahrhundert geschah ohne Blutvergießen. Die Briten vertrieben die Osmanen. Die von den Briten geschaffene Monarchie wurde blutig beendet. Putsch folgte auf Putsch. Dann kamen die Amerikaner und hinterließen eine Schicht von Politikern, die vor allem eines im Blick hat: die Ausplünderung des Landes.

Es ist nicht so, dass sich gar keine Wut regt. Im Sommer 2015 kam es auf dem Tahrir-Platz zu Massendemonstrationen. Der Juli und August waren ungewöhnlich heiß gewesen, immer wieder war die Stromversorgung zusammengebrochen, das Leben ohne Klimaanlage unerträglich. 500 000 Menschen demonstrierten für Strom, für Reformen, für Freiheit, Sunniten und Schiiten, Bürgerliche und Säkulare, Intellektu-

elle und Kommunisten aus der Generation Walis, aber auch die Jungen, Künstler wie die von Tarkib. Im vergangenen Jahr kletterten Demonstranten über die T-Walls der Grünen Zone und besetzten das Parlament.

Mokdad und seine Freunde sagen, dass ihr Land noch nicht reif sei für die Demokratie, dass sie Demokratie erst noch lernen müssten. Aber wie lernt sich Demokratie in Zeiten des Terrors, wenn der Terror sogar Europas alte Demokratien ins Wanken bringt? Im Juli vergangenen Jahres explodierte unweit des Ridha-Alwan-Cafés auf der Flaniermeile von Karrada ein Kühllastwagen. Die Bombe tötete sofort mehr als 80 Menschen. Das hochentflammable Explosionsmaterial setzte auch umliegende Gebäude in Brand. Es war das Ende des Ramadan, die Menschen machten ihre Einkäufe. Feuerwehr und Rettungsdienste waren unfähig, den Brand zu bekämpfen. Zwei Wochen lang waren es Freiwillige, junge Männer, und nicht die Feuerwehr, die die Toten aus den rauchenden Ruinen bargen. Wie viele Menschen wirklich starben, ist bis heute ungeklärt. Offiziell waren es knapp 300. Diejenigen, die die Leichen aus den Gebäuden holten, sagt Mewis, hätten mehr gezählt. Mehr als 800 Tote. Premierminister al-Abadi, erschien schnell am Anschlagort. Die aufgebrauchten Menschen vertrieben ihn mit Steinen, weil sie das Gefühl hatten, denen in der Grünen Zone ist es scheißegal, wie es den anderen da draußen ergeht.

Die Lesung Walis findet in der deutschen Botschaft im durchaus bürgerlichen Stadtteil Mansur statt. Sie ist ihre eigene grüne Zone. Draußen vor dem Tor als erster Schutzring irakische Soldaten, hinter einer T-Wall furchterregend dreinblickende nepalesische Sicherheitskräfte, und wenn man es nach ein paar Minuten Fußweg, durch einen Canyon von Containern, durch mehre Schleusen aus Stahltores und Mauern und Stacheldraht, zum eigentlichen Botschaftsgebäude, einer modernistisch orientalischen Villa, geschafft hat, grüßen dort freundlich schwerbewaffnete Beamte der Bundespolizei.

Das Leben in einer gefährdeten Botschaft hat seine eigenen Regeln. Sie ist in Schichten besetzt, der Botschafter und sein Stellvertreter wechseln sich wie alle anderen auch in Sechs-Wochen-Rhythmen ab. Sechs Wochen Bagdad, sechs Wochen Deutschland. Sie leben wie in einer WG und teilen sich die Küche. Niemand von ihnen hat jemals ein Café in Bagdad besucht oder auf einem Markt eingekauft. Sie sind eingesperrt. Termine außer Haus werden organisiert wie ein Ausfall ins Feinland. Sie sind in Bagdad stationiert, aber leben in einer künstlichen Oase. Wali hatten sie vorgeschlagen, dass er ebenfalls hier übernachtet, aber er weigerte sich.

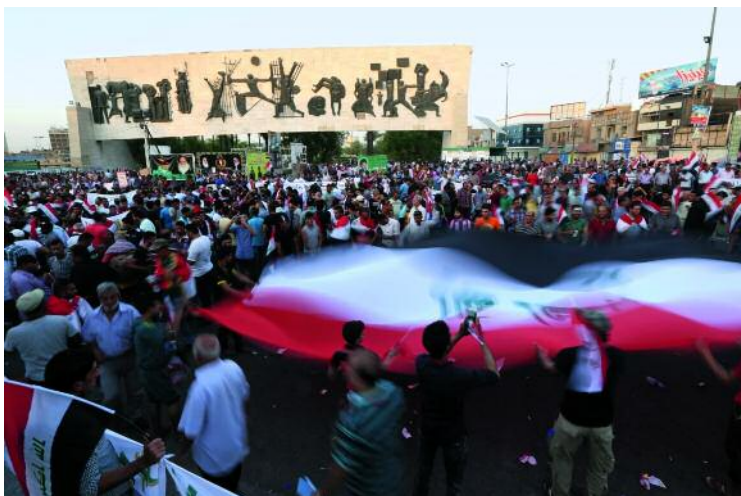
Sie tun einfach so, als wäre dies eine ganz normale Stadt, als wäre hier alles möglich. Ist es aber nicht.



Zentrum von Bagdad



Anschlagsort im Stadtteil Karrada 2016



Demonstration auf dem Tahrir-Platz in Bagdad 2015

Eine Matinee also im Nirgendwo. Wali liest aus seinem Buch „Bagdad. Erinnerungen an eine Weltstadt“. Die Geschichte seiner Kindheit und Jugend, die Geschichte einer blutenden Stadt. Hella Mewis spricht ein paar einleitende Worte auf Deutsch, junge Musiker aus einem Ensemble des Dirigenten des irakischen Nationalorchesters improvisieren zu den Worten Walis. Sein Arabisch ist warm und sanft und melancholisch, es hat nichts von der Härte arabischer Vorstädte. 40 Menschen sind eingeladen. Etwas mehr als die Hälfte Iraker, Künstler aus der Truppe von Hella Mewis, alte Freunde von Wali. Dazu Botschaftsangehörige, ein paar Expats und außerdem zwei Herren in Anzügen, auf deren Stirn ein Post-it mit der Aufschrift BND zu kleben scheint. Anschließend werden Fingerfood und Riesling gereicht.

Jemand von der Botschaft ist enttäuscht, dass Wali seine Texte nur auf Arabisch vorgelesen hat. Aber soll er ausgerechnet in Bagdad seine Texte in einer deutschen Übersetzung vorlesen? Andererseits: Er macht das, was er immer macht. Man lädt ihn ein, er liest, spricht, die Leute hören ihm zu, er wird ordentlich entlohnt, und danach gibt es Weißwein. So ist das im Literaturbetrieb, aber hier in der Hochsicherheitszone ist es absurd.

500 Millionen Euro hat die Bundesregierung für den Irak bewilligt und einen Kredit über die gleiche Summe. Was sich früher Nation-Building nannte, heißt heute etwas unterkühlt Stabilitätsprogramm. Drei Millionen Menschen sind im Irak auf der Flucht vor dem IS, und damit sie zurückkehren, müssen ihre Städte wieder bewohnbar sein: Trinkwasser, Energie, Schulen, Krankenhäuser, Räumung der Sprengfallen. Stabilität meint eigentlich: so viel wie möglich tun, damit sich die drei Millionen nicht, wie einst Wali, auf den Weg nach Europa machen.

Er erzählt, dass ihn fast alle seine Freunde um Rat gefragt hätten, ob sie das Land verlassen sollen. Die wenigsten haben es gemacht. Wali konnte Deutsch, er verfügt über eine robuste Fröhlichkeit und einen verzweifelten Durchsetzungswillen. An einem seiner ersten Abende fragte er in Paderborn zwei Mädchen auf der Straße nach dem Weg, die beiden liefen eilig davon. Beschimpfte man ihn als Kanaken, sagte er, dass er dieses Wort gar nicht kenne. In den Werken Goethes oder Schillers werde es jedenfalls nicht benutzt. „Die deutsche Kultur“, sagt Wali, „war meine Waffe.“

Aber es brauchte 22 Jahre, bis er endlich das Taxifahren aufgeben konnte und ein richtiger Schriftsteller wurde, mit einem Vertrag bei einem der besten Verlage Deutschlands. 2002 war das, kaum hatte er erreicht, was er immer wollte, wankte das Reich Saddam Husseins.

Schon vor der Invasion war Wali gefragt worden, ob er sich am Aufbau eines Exil-

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 9. 7., 21.55 – 23.10 UHR | RTL

G 20 – Ein Gipfel zwischen Randalen und Zukunftsangst

Beschützt von Tausenden Polizisten, versammelten sich die Mächtigen der Welt für zwei Tage in Hamburg. Globalisierungsgegner machten gegen das Treffen seit Monaten mobil. SPIEGEL-TV-Reporter über eine belagerte Stadt.

SPIEGEL GESCHICHTE

MONTAG, 10. 7., 21.00 – 21.55 UHR | SKY

Spione im Kalten Krieg – CIA gegen KGB

Zeitzeugen und ehemalige Spione aus Ost und West berichten von ihren Erinnerungen und Missionen, geben Einblick in das Agentenleben.

ARTE

DIENSTAG, 11. 7., 23.00 – 23.55 UHR | ARTE

Stunde null – Wohin steuert die Türkei?

Die türkische Regierung unter Präsident Erdoğan brüskiert fortlaufend langjährige Verbündete und wendet sich vom Westen ab. Auf der politischen Landkarte verschieben sich die Koordinaten mit ungewissem



Istanbul

Ausgang. Die Dokumentation analysiert türkische Machtinteressen und geopolitische Einflussbereiche.

ARTE Re:

MITTWOCH, 12. 7., 19.40 – 20.15 UHR | ARTE

Mit den Waffen einer Frau – Die neuen Strategien der extremen Rechten

Der Look und die Parolen der neuen Rechtsextremen haben sich geändert. Nun schicken sie bei Demonstrationen gezielt Frauen vor. In der radikalen Rechten von heute wird Sexiness zur Waffe und Mutterschaft zum Propagandainstrument.

Kultur

radios in London beteiligen wolle. Er war auch bei einem Geheimgespräch mit Exilrakern im autonomen Arbil im kurdischen Teil des Nordirak. Man hatte ihn über die grüne Grenze geschleust, mit einem Schlauchboot über den Tigris gesetzt. Die Stadt war voller Geheimdienstleute, am Tag nach dem Treffen wurden seine Eltern von der Polizei verhaftet. Während seiner ersten Reise in die Heimat fragte ihn der Kulturminister der Übergangsregierung, den er aus dem Exil in Deutschland kannte, ob er nicht nach Bagdad kommen wolle. Und selbst 2015 noch, als sich plötzlich Hunderttausende Demonstranten auf dem Tahrir-Platz trafen, stellte sich ihm die Frage, ob das jetzt nicht der Zeitpunkt sei zur Rückkehr. Es gab immer gute Gründe dagegen. Mal waren es die Amerikaner, mit denen er nichts zu tun haben wollte, mal die Rolle der schiitischen Islamisten auf dem Tahrir-Platz.

Ein Schriftsteller, sagt Wali, müsse unabhängig sein. Ein alter Kommilitone habe ihm mal dafür gedankt, dass er die letzten Jahrzehnte im Exil verbracht habe. Man müsse, sagte der Kommilitone, vieles vergessen, um im Irak leben zu können. Insofern habe Wali etwas aufbewahrt, was ihnen verloren gegangen sei. Schriftsteller sind Gedächtnisträger. Und Erinnerung ist Freiheit. „Die Schriftsteller betreten den Ring erst“, hat Wali mal geschrieben, „wenn der Kampf zu Ende ist. Und dann müssen sie ihn erfinden, als existiere er wirklich.“

Zurück also nach Berlin. An den Mahagonischreibtisch in Kreuzberg oder in die Wohnung auf dem Schlossberg in Graz, zurück in die Behaglichkeit der literarischen Welt, wo er seinen Ruf hat als unabhängige Stimme eines anderen Irak. In die verrückte Normalität des deutschen Paradieses. Zurück bleiben die Freunde, sein Land. Und sein Herz.

Während der vier Tage Walis in Bagdad explodierten drei Autobomben. Sie kosteten 13 Menschen das Leben. Eine vierte Autobombe wurde im Stadtteil Karrada, nicht weit von Walis Hotel, gefunden, bevor sie explodieren konnte. Ein paar Tage nach seiner Abreise kamen in Karrada bei einem Anschlag auf eine Eisdiele 11 Menschen ums Leben, 47 wurden verletzt. Wali hat davon nichts mitbekommen. Russisches Roulette nennt er das. Falscher Ort, falsche Zeit, ein Besuch in Bagdad, hat er mal geschrieben, sei ein Rendezvous mit einer Autobombe.

Im Café am Flughafen stehen plötzlich drei Männer vor ihm. Großes Hallo. Der eine ist Generalsekretär der Kommunistischen Partei, der andere einer der Organisatoren vom Tahrir-Platz, der dritte

ein kommunistischer Dichter. Sie sind auf dem Weg nach Beirut.

Auch die KP des Irak ist nicht mehr das, was sie mal war, man würde sie irgendwo zwischen der Linken und der SPD einsortieren. Die Kommunisten gehörten im Sommer 2015 zu den Ersten, die auf dem Tahrir-Platz demonstrierten. Sie waren auch dabei, als im vergangenen Jahr das Parlament gestürmt wurde. Eigentlich, sagen sie, seien sie gegen einen Sturm gewesen, aber es habe kein Zurück mehr gegeben.

Immer noch treffen sie sich einmal in der Woche mit dem Milizenführer Sadr, dem Islamisten, der selbst Ministerien beschickt, aber zugleich auch ein bisschen Apo spielt. Es gab sogar eine Begegnung mit Ali al-Sistani, dem geistlichen Führer der Schiiten im Irak. Eine bizarre Partnerschaft, die Islamisten mit den säkularen Kommunisten. Wali spricht ziemlich lange mit den Männern. Sie reden davon, dass es der Bewegung an Persönlichkeiten mangle, an Charisma. An Figuren, die nicht in die Kämpfe des Landes verstrickt sind. Du bist sauber, sagen sie zu Wali, du bist unser Gewissen.

Ein wenig irritiert ist Wali jetzt schon. Anscheinend gibt es da Leute, denen er und seine Bücher wirklich etwas bedeuten. Er fühlt sich geschmeichelt, natürlich, aber was, wenn die Leute ihn da wirklich brauchen? Was, wenn nicht nur das Herz, sondern auch das Hirn sagt: zurück in die Heimat? Im Flugzeug erzählt Wali, dass sein nächster Roman in Solingen spielen soll. Ein Roman in arabischer Sprache über deutsche Wirklichkeit. Klingt interessant, Solingen statt Bagdad, aber auch seltsam.

Fiktion, sagt Wali, beschäftige sich mit der Vergangenheit. Die Gegenwart ist Terror, Autobomben, Korruption. Es gibt nicht viele Schriftsteller, die den Weg von der Literatur in die Politik, von der Vergangenheit in die Zukunft gegangen sind.

25 Minuten bis zur Landung in Berlin, links unten liegt Prag. In Prag hat Wali mal einen Vortrag über Goethe gehalten. Er übernachtete in einem Hotel, das früher das Gefängnis der Geheimpolizei gewesen war. Vaclav Havel soll dort eingekerkert gewesen sein. „Links unten liegt Prag?“, Najem Wali lacht.

Schwierig zu sagen, wie dieses Land seinen Frieden finden kann. Es brauchte auch ein paar Märchenerzähler, die es neu erfinden. Zurück in Berlin hat Wali schlaflose Nächte. Seine Freundin sagt ihm: Geh, wenn du meinst. Wenn er das nur wüsste.



Video:

Najem Wali über sein Bagdad

spiegel.de/sp282017bagdad
oder in der App DER SPIEGEL